

Umschau

Sprung über Klostermauern

Wenn eine Klosterfrau nach 28 Jahren Klosterleben „über die Mauer springt“ und in die „Welt“ zurückkehrt, die sie 1914 als Siebzehnjährige verließ, so ist dieser kühne Sprung an sich schon der neugierig-mitleidigen Teilnahme eben dieser Welt gewiß. Wenn es ihr aber auch noch gegeben ist, ihre Rückkehr in die Welt, und was sie dabei erlebt hat, in der anziehendsten Weise darzustellen und mit einem Rückblick auf ihre Ordensjahre zu verbinden, der zugleich einen tiefen Einblick in das Klosterleben überhaupt, wenigstens das „beschauliche“, gewährt, und wenn sie dann noch dazu die Nichte eines so berühmten Mannes wie Stanley Baldwin, des zweimaligen Nachkriegspremiers Englands ist, dann wundert man sich nicht über die Tatsache, daß der Memoirenband im Heimatland der Verfasserin nach zweieinhalb Jahren schon in der achten Auflage erschien.

Wer nun aber glaubt, *Monica Baldwin's* Buch „Ich springe über die Mauer“¹ verdanke diesen Erfolg mehr oder weniger pikanten Enthüllungen aus dem Klosterleben, der täuscht sich sehr. Dazu hat die Verfasserin zu viel Takt und der Tatbestand zu wenig Prickelndes. Sie trat mit einem vermeintlich echten, in Wirklichkeit aber nicht gegebenen „Beruf“ ins Kloster ein und trat, als der Irrtum allseits klar genug geworden war, wieder aus, wobei höchstens das eine verwunderlich ist, wie es 28 Jahre dauern konnte, bis der zu wenig bedachte Schritt der Jugendjahre von der Kirche durch Entbindung von den Gelübden und Pflichten des Ordenslebens wieder rückgängig gemacht wurde.

Nein, was den Leser in diesem Buch von Anfang bis Ende fesselt, sind nicht Indiskretionen über gewisse „Geheimnisse“, die nach Meinung mancher nun

einmal zu rechtschaffenen Klostermemoiren und -romanen gehören, sondern ganz andere Fragen: Wie sieht man die „Welt“, wenn man sie 28 Jahre lang hinter Klostermauern nicht mehr gesehen hat? Wie sieht man das Klosterleben, wenn man sich schlecht und recht endlich wieder in die „Welt“ eingelebt hat? Beide Fragen beantwortet die gewesene Klosterfrau. Die erste mit einer Realistik und einem Humor in der Schilderung ihrer unzähligen Versuche, als absolut untaugliches Geschöpf ohne praktische Fertigkeiten und ohne abgestempelte Befähigungsnachweise irgendwelcher Art in dem aufgestörten Ameisenhaufen ihrer Heimatinsel — man denke: England im Herbst 1941! — eine wenn auch noch so bescheidene Existenzgrundlage zu erringen, daß man darüber fast übersieht, welch tapferer Mensch hinter all den Versuchen steht, sich den Rückweg ins Leben zu erkämpfen. Die andere Frage löst sie durch geschickte „Rückblendungen“, indem sie immer wieder im Anschluß an irgendeine Episode ihres neuen Lebens die entsprechenden Einrichtungen, Haltungen und Erfahrungen des hinter ihr liegenden Ordenslebens schildert.

Aus diesem Hinüber- und Herüberschauen von der Welt ins Kloster und umgekehrt erwächst nun, gewollt und ungewollt, eine zweifache Kritik: die an der Welt, die sich seit 1914 auch in dem vermeintlich beharrungsstolzen Inselreich so unglaublich gewandelt hat, und jene am Klosterleben, für das die Begriffe „Zeit“ und „Welt“ keine Rolle spielen. Daß das Kloster bei dieser Kritik schlechter wegkäme als die Welt, kann man nicht behaupten. Im Gegenteil, bei aller Offenheit, mit der gelegentlich auch das Menschlich-Unzulängliche im Klosterleben geschildert wird, zeigt sich doch aus der ganzen Art der Darstellung, daß die Verfasserin der stillen Welt, die sie verließ, in Verehrung gegenübersteht, was man von der lauten Welt, in die sie zurück-

¹ F. H. Kerle, Heidelberg 1952. (320 S.) DM 12.80.

kehrte, nicht immer in gleicher Weise sagen kann.

Im Grunde geht es in dem Buch um eine Frage, die nicht nur im überwiegend protestantischen England, sondern auch in katholischen Kreisen zu lebhaften Auseinandersetzungen führt, sobald sie angeschnitten wird, die Frage nämlich: Hat das Leben in einem „beschaulichen“ Orden heute überhaupt noch Sinn und Berechtigung? Den „tätigen“ Orden, die sich etwa den Kranken, den Armen und Alten widmen, billigt man beides ohne Bedenken zu, die Lehr- und Schulorden läßt man je nach der Gesamteinstellung zur Kirche gerne oder eben noch gelten. Aber beschauliche Orden, beschauliches Leben, ein Leben, nur bestehend aus Gottesdienst, Chorgebet, Lesung und Betrachtung, Hausarbeit und Buße — hier kommen oft auch gute Katholiken nicht mehr mit. Probe: Man frage einmal im kleinen Kreise Mädchen, Männer oder Frauen, was sie davon halten — und sofort ist der schönste Meinungsstreit im Gang.

Wer sich, soweit dies überhaupt „von außen her“ möglich ist, ein Urteil in dieser Frage bilden will, kann es nach der Lektüre dieses Buches sicher begründeter tun als vorher. Selbst der Gegner wird, mag ihn auch manches in seiner Ansicht bestärken, doch wohl betroffen sein, wenn er (S. 259 ff.) die Gründe liest, mit denen die „Ausgesprungenen“ dem alten Lord Dawson aus tiefster Überzeugung heraus den innersten Sinn dieser besonderen Form des klösterlichen Lebens erklärt. In der Tat zeigt diese ihre Begründung, die sich auf einen Geistesmann wie Robert Hugh Benson berufen kann, daß das beschauliche Leben als Idee und Ideal untrennbar mit der Existenz der Kirche als Mystischem Leib Christi verbunden ist, mag auch die konkrete Ausformung sich im Laufe der Zeiten wandeln und somit Erstarrungen oder neuen Aufschwüngen zugänglich sein.

Einer dieser Wandlungen ist Monica Baldwin und ihr „Beruf“ — vielleicht — selbst zum Opfer gefallen. Wer die Ge-

schichte des frühen Mönchtums kennt, weiß, daß es von Anfang an ungefähr gleichzeitig zwei Formen entwickelt hat, die eremitische der asketischen Einzeltätigkeiten und die koinobitische jener, die im gemeinschaftlichen Leben (koinòs bios) nach der Vollkommenheit strebten. Während die Gemeinschaftsform in der Kirche des Westens allein übrig blieb, hat sich die eremitische Art in der Ostkirche neben der koinobitischen erhalten und wird heute noch auf dem „heiligen Berg“ Athos, wenn auch in gemilderter Form, von den „Idiorhythmikern“ gepflegt. Sie leben ihr Mönchsleben als Einsiedler „nach eigener Gestaltung“ (ídios rhythmos) „in Schluchten, Waldesdunkel und Felsenhöhlen, meist in der schwer zugänglichen Waldwildnis im südlichen Teil der Halbinsel“.²

Genau das aber ist es, was die ruhelos umherirrende Klosterfrau von ehemals auf all ihren Wegen unbewußt suchte, nur nicht auf dem heiligen Athos, sondern auf ihrer Heimatinsel: ein Leben mit sich und Gott allein, im „eigenen Rhythmus“, fernab von der „Welt“ und dem Himmel nah. Das zeigt ihr Entzücken, als sie endlich nach langem Ausschauhhalten, im äußersten Südwestzipfel von Cornwall auf halber Höhe einer unwirtlichen Klippe das Häuschen entdeckt, das ihr in ihren Wachträumen immer als ihr „Wolkenhaus“ vorgegangen ist — ein Schwalbennest mit zwei Puppenzimmerchen, einer kleinen Veranda, einem winzigen Steingarten, „nicht größer als ein Toast“, mit Ausblick auf das Meer, die schweigenden Bäume und die großartige Felseneinsamkeit, die sie vom ersten Augenblick an in ihren Bann gezogen hat.

„Es ist wie die Zelle eines mittelalterlichen Eremiten, dachte ich. Es ist mein Wolkenhaus, das auf die Erde gekommen ist. Es ist so vollkommen, daß es eigens für mich hätte gebaut sein können. Tatsächlich, glaube ich, das war es auch ...“ Anton Koch S.J.

² Reinhold Pabel, Athos der heilige Berg. Münster 1940, Regensburg, S. 33.